

Verschollen! : Auf den Spuren des seit acht Jahren im brasilianischen Urwald verschollenen Oberst Fawcett [Fortsetzung]

Autor(en): **Harding, Tex**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **9 (1933)**

Heft 26

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-752396>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Verschollen!

Auf den Spuren des seit acht Jahren im brasilianischen Urwald verschollenen Oberst Fawcett

Von Tex Harding

Fünfte Fortsetzung

Nein. Sie seien, sagte der älteste von ihnen, die einzigen Weißen weit und breit. Die Gegend sei überhaupt menschenleer ringsherum. Nur ein paar hundert Kilometer weiter nördlich wohnten Indianer von sehr blutiger und grausamer Art. Eine Expedition müsse allerdings vor einiger Zeit hier vorübergekommen sein. Vor einem halben Jahr hätten sie eine Lagerstätte im Walde entdeckt. In einem Baum wäre ein Monogramm eingritz gewesen: zwei R, die übereinander in die Rinde geschnitten seien. Das war alles, was die Männer sagen konnten und es war sehr viel. R. R. das konnte Ralagh Rimell heißen. Wir erzählten den Männern von der Fawcett-Expedition. Ich fragte sie, ob sie hier in der Nähe einmal Ueberreste von alten Städten gefunden hätten. Sie lachten und schüttelten die Köpfe. Die Indianer, die hier höchstens leben konnten, bauten Hütten aus Bambus und Palmenblättern, allenfalls Zelte aus Tierhäuten, vielleicht gar Unterstände aus Lehm, auf keinen Fall aber Städte aus Marmor und mit erzenen Türen.

Bis zu diesem Punkt des Gespräches hielten wir alle unsere Macheten fest in den Händen und keiner von uns fünf dachte daran, auch nur einen Moment auf die Waffe zu vergessen. Wir schlugen den Männern vor, mit uns einen Schluck Whisky zu nehmen. Sie gingen freudig darauf ein. Als wir nach einer Viertelstunde unten am Lager waren, benahmen sie sich, als sie das Flugzeug sahen, beinahe wie Wilde. Sie waren direkt furchtsam vor der Maschine und keiner von ihnen hatte jemals ein Flugzeug in der Luft gesehen. Wir ließen ihnen den Rest aus unserer Whiskyflaschen und als wir uns zum Starten fertig machten, zeigte uns der älteste der Männer einen Beutel mit Steinen, die wie Kiesel aussahen, aber ihrer Schwere nach wohl Diamanten sein konnten.

Am nächsten Morgen stoßen wir von unserer zweiten Depotinsel zum Paratinga vor, wo wir unsere Operationsbasis suchen wollen. Wir sind kaum hundert Kilometer geflogen, als unter uns im Walde sich eine riesige schwarz-verkohlte Brandstelle zeigt. Wir gehen nieder und haben diesmal Glück. Wir brauchen uns vom Fluß aus nur fünfzehn Minuten durch den Wald zu schlagen, als wir schon an der schwarzen Brandstelle sind. Der Brand, der hier einmal gewütet hat, muß schon lange zurückliegen. Die schwarzen Baumstümpfe sind schon über und über mit frischen Schlinggewächsen bedeckt und auch den Boden überzieht junger Farn und eine hellgrüne Grasdecke. Dazwischen gibt es große schwarze Brandstellen. Der Brand kann zwei Ursachen haben: Entweder hat der Blitz eingeschlagen oder hier haben Weiße gerastet. Der Wilde wird niemals ein Feuer im Walde zurücklassen. Der Gedanke ist für ihn unvorstellbar, daß er ein Lagerfeuer nicht austritt und in der Erde vergräbt. Der Indianer weiß, daß jede Erinnerung an ein Lagerfeuer für ihn unter Umständen verderblich werden kann. Der weiße Mann ist darin viel unvorsichtiger.

Jimmy und ich, wir sind darauf gefaßt, daß wir vielleicht ein paar Stunden an diesem Platz verbringen müssen. Es muß unter allen Umständen versucht werden, festzustellen, wie das Feuer entstanden ist. So umkreisen wir den Platz von zwei Richtungen aus. Wir graben jede

weichere Stelle des Bodens mit der Machete um, aber unsere Arbeit bleibt erfolglos, bis wir noch Dreiviertelstunden beinahe gleichzeitig jeder einen Fund machen. Jimmy hat eine alte Tabakbüchse gefunden und ich die Spule von einem Rollfilm. Das Holz der Spule ist schon beinahe nichts weiter als Müll, aber das Blech hat sich verhältnismäßig gut gehalten. Hier muß ein Lagerplatz gewesen sein! Die Tabakbüchse, die Jimmy gefunden hat, muß Tuxedo-Tabak beherbergt haben. Die Firma ist nicht mehr zu lesen, aber es klebt noch ein geringes Stückchen roten Glanzpapiers an dem Blech. Unter dem Papierfetzchen, das sich leicht ablösen läßt, schimmert auch das Blech noch verhältnismäßig frisch. Das heißt, es ist auch blind, aber doch nicht so rostig wie der übrige Teil. Wir bringen die Büchse vorsichtig bis zum Ufer und dort beginne ich sie mit Schlamm behutsam abzuwaschen. Ueber dem Boden der Büchse hat sich eine merkwürdige Kruste von Rost und Schmutz gezogen, die unter der Schlammwäsche wie faule Rinde zu bröckeln beginnt. So läßt sich die Büchse verhältnismäßig leicht reinigen und dann finde ich auf dem Boden mit einem Taschenmesser eingekritz zwei übereinanderstehende Buchstaben. Es sind zwei «R».

Ralagh Rimell war erst dreiundzwanzig Jahre alt und in diesem Alter ist man gewiß noch zu Spielereien angelegt. Aber sollte wirklich dieser junge Forscher in den Urwald gegangen sein wie weiland der Däumling aus dem Märchen? Sollte er wirklich überall, wo er lagerte, sein Monogramm in die Bäume geschnitten haben oder die Tabakbüchse mit seinem Monogramm versehen liegen lassen? Befürchtete er ein schlimmes Ende der Expedition und schien es ihm besser zu sein, heimlich, wo es ginge, Zeichen zu lassen? War sein Verhalten etwa nicht das Verhalten Däumlings? War er ein Mensch, der so in sich selbst verliebt war, daß er jedes Stück, das er brauchte, und wenn es eine lächerliche Tabakschachtel war, mit seinem Monogramm versah? War es vielleicht gar nicht Ralagh Rimell, der hier genächtigt hatte? Sollte Fawcett überhaupt so unvorsichtig gewesen sein, die Reste eines Feuers im Urwald zurückzulassen, Fawcett, der geübte Waldläufer?

Der Fund erregte uns tief. Mit der Filmspule zusammen bekam die Sache eine merkwürdige Bedeutung. Rimell hatte die Aufgabe übernommen, die einzelnen Phasen der Expedition zu photographieren. Es konnte doch sein, daß er es war, auf dessen Monogramm wir nun zum zweitenmal stießen.

Wir erreichten den unteren Paratinga im glatten Flug. Aber er bot uns keine so glückliche Insel wie wir schon zwei gefunden hatten. Wir mußten uns weiter nordöstlich halten und fanden da einen Nebenfluß des Xingu, der auf unserer Karte nicht eingezeichnet war. Später nannten wir diesen Fluß den Rio Morto, das heißt der «Tote Fluß». Er ist an vielen Stellen über siebenhundert Meter breit und wirkt mehr wie eine Kette aneinanderhängender Seen. Im Rio Morto fanden wir auch die Insel, die wir als Landungsplatz gebrauchen konnten. Sie lag mitten im Fluß, von jedem Ufer dreihundert Meter entfernt. Hier beschlossen wir unsere Hütte zu bauen.

Auf dem Rio Morto.

Als wir auf dem Rio Morto landeten, ahnten wir nicht, daß sich uns aus seinen Wassern ein grauenvolles Geheimnis des Urwaldes entzaubern würde. Wir nahmen den langsam dahintreibenden Fluß mit der Insel darin lediglich als eine günstige Landungsstelle. Der Fluß ist ungefähr siebenhundert Meter breit, zur rechten Hand bildet das Ufer eine Bucht. Zwei Kilometer nach Norden biegt der Fluß in einem Knie nach links. Zu beiden Seiten steigen die Ufer steil hoch und von ihrer Höhe fällt ein millionenfacher Regen von Orchideenblüten. Die Insel in der Mitte des Stromes mißt in der Länge vielleicht hundert Meter und hat eine Breite von sechzig Metern. An der südlichen Seite, wo wir landen, ist sie eingebuchtet und hat einen Sandstrand von zwanzig Meter Tiefe. Auf die Tiere, die rechts und links des Stromes sind, auf die Flamingos, die Aasgeier, Papageien, Reiher und Ringadler macht unsere Landung kaum einen Eindruck. Die Flamingos lediglich hüpfen mit fliegendem Schlag aus dem Wasser hoch, aber bald stehen sie wieder so träge und nachdenklich grazios wie immer da. Die kleine Bucht an der Südspitze der Insel ist ein idealer Hafen für unser Flugzeug und wir zögern nicht lange, hier unseren gesamten Proviant und alles Benzin auszuladen.

In der nächsten Stunde sind wir mehr im Wasser als draußen. Wir waten zwischen dem Flugzeug und dem Sandstrand hin und her.

Noch sind wir frisch und der Urwald hat uns nicht gepackt. Einige Tage später waren wir schon Gefangene der Hitze und der Dämmerstimmung, jener unendlichen Gleichgültigkeit, die durch den Urwald weht. Später hätten wir das alles nicht mehr arbeiten können, was wir an diesem Tag geschafft haben. Zunächst müssen wir uns einen Weg durch die ganze Insel schlagen. Dabei achten wir darauf, drei lange Bambusstangen zu bekommen. Sie sollen das Gerüst für unsere Hütte sein.

Wir finden keine Tiere auf der Insel und beschließen, unsere Hütte an der Südspitze der Insel zu errichten, zehn Meter vom Landungsplatz entfernt. Um Deckung sind wir beim Bauen der Hütte nicht besorgt. Unser Glaube ist, daß der Urwald ringsumher völlig unbewohnt ist. Nirgends sahen wir, als wir kamen und um die Insel flogen, Rauch oder sonst ein Zeichen, das die Anwesenheit von Menschen verrät.

Die Hütte wird gebaut aus drei Bambusstangen. Sie soll zwei Meter hoch und doppelt so lang werden. Zwei von den Stangen werden oben eingekerbt. Mit unseren Macheten graben wir zwei Löcher etwa vier Meter voneinander entfernt, jedes ein Meter tief. In diese Löcher werden die Stangen gestellt und dann ringsherum mit Erde festgetreten. Ueber die beiden Stangen in die Kerblöcher wird nun die dritte gelegt. Das Ganze sieht etwa aus wie ein Fußballtor.

Das ist das Gerüst der Hütte. Die Wände, unsere Hütte wird nur zwei Wände haben, werden aus Palmblättern gefertigt. Wir haben eine Menge Blätter abgeschlagen, jedes ist zwei Meter lang und einen halben Meter breit. Von jeder Seite aus legen wir unsere Palmblätter an die Querstange des «Fußballtores». Die Blät-



*Zum Putzen....
nächst dem Wasser
das Wichtigste*



KRISIT

**40
Cts.**

*das Putzpulver,
das Alles putzt,
das schnell und
gründlich putzt,
das Grobes und
Feines putzt.*

Krisit in Küche und Haus

Henkel & Cie. A.G. Basel



**SCHONEN SIE
IHRE HAUT**

Ersparen Sie Ihrem Gesicht, das ohnehin so oft durch Wind, Regen, Sonne... beansprucht wird, die Schädigung, die eine widerspenstige Rasierklinge der Haut zufügt, die sie immerfort schindet und ihr niemals wohl tut. Wählen Sie also die ROTBART LUXUOSA Klinge. Sie können sicher sein, die beste, aus feinstem Stahl und nach den modernsten Fabrikationsmethoden hergestellte Klinge zu bekommen.

IN ALLEN GUTEN
GESCHÄFTEN ERHALTLICH
5 fr. das Packchen zu 10 Klingen.
2 fr. 50 das Packchen zu 5 Klingen.

Achten Sie auf die in die Klinge eingeschlifften Wellenlinien. — das Merkmal der ROTBART LUXUOSA. — sie erhöhen noch die Geschmeidigkeit und Biegsamkeit des starken Stahles der Klinge im Rasierapparat.

ROTBART
LUXUOSA

Alleinvertreter für die Schweiz: Rasierapparate-Handels A. G. - ZÜRICH, Bahnhofstrasse 39



Für

**WOLY-NUBUCK-
WHITE** (T)

Reinigt vorzüglich und macht weiße Wild- u. Mattlederschuhe blendend weiß. Färbt nicht ab



Erhältlich in Schuh- und Lederhandlungen

Fabrikant: A. SUTTER, OBERHOFEN (Thurg.)

ter sind wasserdichter als Zeltleinwand und spenden viel mehr Kühle. Unsere fertige Hütte sieht aus wie ein langgestrecktes Negerzelt. Sie ist nicht viel mehr als ein Dach, durch dessen ganze Länge der Wind wehen kann.

Eigentlich sollte die Hütte viel schöner und komplizierter werden, aber als wir sie im Rohbau fertig haben, kleben uns die Kleider von dem vielen Schweiß, den wir vergießen, fest an den Leibern. Die Moskitos umschwärmen uns in dichten Wolken, der Schweiß tropft von den Stirnen und Augenbrauen und rinnt von da in langsamen Bächen über das Gesicht. Das juckt und jeder von uns ist ewig mit seinen Hemdsärmeln im Gesicht.

Als wir jetzt noch das Gras und Gebüsch rings um die Hütte abgehauen haben, sind wir hundemüde. Die Hände können die Macheten nicht mehr halten. Die Horngriffe der Haumesser sind glitschig vom vielen Schweiß und es ist ekelhaft, sie in der Hand zu halten.

Wir hatten uns vorgenommen, unseren Einzug auf die Insel mit etwas Whisky zu feiern, aber als die Nacht herabgefallen ist, denken wir nicht einmal ans Essen, sondern spannen mit unserer letzten Kraft die Moskitonetze aus. Wir halten es auch nicht wie sonst, daß nur einer schläft und der andere möglichst wacht, sondern fallen beide sofort in eine dumpfen, matten Schlaf.

Noch vor dem Morgengrauen bin ich hoch und fache das Lagerfeuer an. Alles grüne Laub aus meiner Nähe kommt auf das Feuer. Es gibt einen dicken Qualm, der kerzengerade hochsteigt. Für ein paar Augenblicke ist die Moskitowolke, die über unserem Lager hängt, gesprengt, aber dann geht es schon wieder los. Als ich mein Moskitonetz zusammennemen will, sehe ich einige schwarze Punkte darin. Es sind ein paar Moskitos, die auf irgendeine Weise eine Öffnung in dem Netz gefunden haben und mich während des Schlafes peinigen.

Wir sind noch nicht einen Tag auf dieser Insel und doch bin ich von den Moskitos schon so zermürbt, daß ich mich jetzt auf das Netz stürze und die taumeligen Stechmücken mit der Faust erschlage.

Der zweite Tag vergeht harmlos. Am Vormittag angle ich und schieße einen Alligator. Das Angeln macht hier keine große Freude. Kaum hat man den Köder ins Wasser geworfen, ruckt es schon und die Schnur schießt davon. In kaum zehn Minuten habe ich vier große Fische gefangen und ich muß daran denken, wie ich als Knabe an den Forellenbächen meiner Jugend gegessen habe, tagelang, und froh war, wenn ich abends ein paar magere Forellen als Jagdbeute hatte. Hier gibt es keine Kämpfe mit dem Fisch. Der Angler braucht nicht seine List gegen das Mißtrauen und die Gewandtheit des Tieres einzusetzen. Die Fische lassen sich so schnell aus dem Wasser holen, als dürsten sie danach, ins Trockene zu kommen. Die Fische, die ich heraufhole, haben bläulich-weiße

Bauchdecken und ähneln etwa besonders großen Schleien, nur daß die Rückenmusterung viel farbiger ist.

Jimmy hat jetzt schon gelernt, Schildkröteneier zu suchen. Er weiß, wie man eine Spur verfolgt und auf unserer Insel finden sich Schildkrötenspuren in Massen. Der breite Sandstrand ist für die Tiere der ideale Brutplatz. Jimmy ißt auch schon Alligatorenschwänze und lobt den Geschmack des weißen Fleisches, als ob er ein alter Waldläufer wäre. Aber als ich ihm sage, daß er auch noch Affenfleisch fressen wird und zwar mit Lust, schüttelt er sich und will es nicht glauben. Auch an die Urwaldkräuter, die ich als Gemüseersatz ständig sammeln gehe, will er noch nicht heran.

Gegen Abend fangen wir an, unser Faltboot zusammenzusetzen, denn nachmittags, besonders zwischen zwölf und drei Uhr, ist es viel zu heiß, als daß man irgend etwas unternehmen könnte. Wir liegen dann unter dem Blätterdach unserer Hütte lang ausgestreckt und im halben Schlaf. Die Hitze beißt einen auch hier so sehr in die Augen und reißt an den Nerven, daß an richtigen Schlaf nicht zu denken ist.

Es wird Nacht. Wir haben tüchtig gegessen und liegen nun im Sand, die Moskitonetze über uns. Zwischen uns brennt das Lagerfeuer. Jimmy ist schon eingeschlafen, aber ich kann keine Ruhe finden, obwohl ich mich wie zerschlagen fühle.

Im Osten steigt ein fahler, bläulicher Schein auf. Gleich wird der Mond da sein. Er kommt und mit ihm ein silbernes Licht, das ich niemals so deutlich empfunden habe wie hier. In diesem weißen, kalten Licht stehen die Wälder drüben wie blauschwarze Schatten. Die Frösche quarren und über die melancholische Musik ihrer Stimmen schwingt der Ton der schwirrenden Insekten wie eine Gitarrensaiten. Aus der schwarzen Nacht der Wälder funkeln die Leuchtkäfer wie Brillantenketten und aus der Ferne schwingt sich ein Geräusch wie leiser Donner. Es ist der Schrei der Brüllaffen und er wird manchmal überhört von einer klagenden fetten Stimme. Es sind die Alligatorenmännchen, die so traurig rufen.

Um mich herum schaukeln die schweren, betrunkenen Schatten der Fledermäuse. Sie stoßen leise, wispelnde Pfeife aus. Dieses Pfeifen hält man nur im ersten Moment für Vogelstimmen, später erinnert es in unheimlicher Weise an Menschenpfeife. Es ist so, als ob ein Mann im Nachdenken versunken ist und dabei leise und unbewußt vor sich hin pfeift. Die pfeifenden Fledermäuse sind Vampyre.

Mir ist oft erzählt worden, daß der Vampyr den schlafenden Menschen, ebenso das schlafende Tier in der Nacht anfällt, um Blut zu saugen. Aber ich glaube nicht an die Wahrheit dieser Erzählungen, denn ich weiß wohl, daß diese Tiere mit Vorliebe Früchte fressen. Die großen

Fledermäuse umschwirren mein Moskitonetz und manchmal sind sie mir ganz nahe. Es sieht aus, als stolperten sie wie berauschte Gespenster durch die Luft. Vielleicht läßt mich das Gepfeife des Vampyrs nicht schlafen. Ich sehe auf das Wasser nieder. Bei Tag ist es gelb, aber jetzt schimmert es wie silbernes Kristall. Ganz plötzlich springt aus dem kristallinen Spiegel ein Fisch hoch in die Luft. Sein tropfender Leib glitzert blau und rot in der silbernen Luft und schon ist er zurückgefallen und über den Wasserspiegel ziehen große, zerfließende Ringe.

Obwohl es so hell ist, hängt der Himmel ziemlich schwarz und tief. Die Milchstraße ist nicht zu sehen und auch die Sterne funkeln nicht wie sonst. Ihr Glanz kommt gegen das Licht, das aus der hellen Mondscheibe strömt nicht auf.

Vom Ufer her plätschert es ganz leise. Ich halte den Atem an und liege still. Eine Schildkröte kriecht aus dem Wasser. Im hellen Licht kann ich sehen, wie sie ihren kleinen Kopf ein paarmal links und rechts wirft. Jetzt krabbelt sie über den hellgelben, leuchtenden Sand. Als sie weit genug oben ist, springe ich unter meinem Netz hervor und laufe zum Strand herunter. Jetzt bin ich zwischen ihr und dem Fluß und das erschreckte Tier sieht, daß es keinen Rückweg mehr hat. Die Schildkröte dreht sich ein paarmal im Kreise und versucht in ihrer unbeholfenen Art, das schützende Gebüsch zu erreichen. Ich habe sie schon gegriffen und auf den Rücken gedreht. Sie hat Kopf und Beine eingezogen. Ich schleppe sie ans Lager und verstaue meine Beute in einem Sack.

Das Jagdabenteuer hat mich noch munterer gemacht. Es muß jetzt elf Uhr in der Nacht sein. Endlich schlafe ich ein.

Als ich erwache, steht die Sonne schon hoch am Himmel. Jimmy sitzt rauchend am Lagerfeuer und schlürft seinen Tee. Mir ist der Kopf schwer und ich kann ihn kaum heben. Endlich drehe ich mich auf die Seite und sehe, daß Jimmys Gesicht sehr erschrocken ist. Er deutet mit dem Zeigefinger neben mich und sagt kein Wort. Ich drehe mich um und bin auf einmal ganz wach und sehr schnell auf den Füßen. Dabei verwickle ich mich in das Netz und schlage lang hin. Jimmy hilft mir auf die Beine und jetzt sehe ich, daß dort, wo mein Kopf gelegen hatte, ein handgroßer, rostbrauner Flecken im Sande liegt. Blut! Ich werfe mich neben dem Fleck zu Boden und will ihn genau untersuchen.

«Was hast du an deinem Ohr?» fragt Jimmy. Er zieht einen Metallspiegel aus der Tasche und ich sehe, daß an meinem rechten Ohr zwei kleine rote Pünktchen sind. Ich hebe das Moskitonetz hoch, es hat ein faustgroßes Loch.

(Fortsetzung folgt)



FABRIQUE
CHOCOLAT
BERNE

Lindt
die Lieblings-Chocolade
der vornehmen Dame



W&S
LEINEN

HAUSWÄSCHE
LEINEN UND HALBLEINEN

FÜR SPORT
UND BAD
UNSER PATENTIERTES
IMMER TROCKENES
HANDTUCH
DRY

ERHÄLTlich IN DEN EINSCHLÄGIGEN GESCHÄFTEN
FABRIKANTEN: WORB & SCHEITLIN AG., BURGDORF